

(Nachdruck verboten.)

9

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke

Von Robert Schweißel.

„Es ist gut, daß Ihr kommt, Schulmeister,“ sagte der Wirt zu diesem. „Ihr seid ja halb geistlich; Ihr könnt den Friedensstifter machen.“

„Freilich, freilich,“ versetzte dieser eifrig, obgleich ihm innerlich der Auftrag wenig behagte. „Denn es ist ja ein Gebot Gottes, daß wir denen verzeihen sollen, die uns beleidigen.“

Regine erklärte indessen, daß sie unter keinen Umständen zu ihrem Manne zurückkehren würde und der Schulmeister meinte erleichtert, wenn er es recht bedächte, so würde es auch nichts nützen, denn Klobert hat sei ein unverbesserlicher Bursche.

Fried kam übrigens auch allen Versöhnungsversuchen zuvor; denn er schickte einige Tage später seiner Frau ihre Sachen nach.

Regine klagte auf Scheidung.

Als Regine am Abend ihrer Ankunft Mariens ansichtig wurde, rief sie, mit großen Augen um sich schauend: „Wie, die Person ist wieder hier!“

„Wie Du siehst,“ entgegnete der Vater mit Nachdruck, während der Schulmeister die Wajeln zuckte und Regine einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

Regine schwieg vorläufig. Allein schon am nächsten Morgen erklärte sie mit der ihr eigenen Entschiedenheit, daß sie mit einem solchen Geschöpf wie Marie nicht eine Stunde lang unter demselben Dache hausen würde. Sie sprach nach ihrer gewohnten Weise laut genug, um von den Diensthöfen in der Küche gehört zu werden. Sie wurde auch von ihnen gehört und aller Blicke richteten sich mitleidig auf die erbleichende Marie.

„Nun ist's mit der Ruh zu End im Hause,“ sagte die eine von den Mägden, und die zweite setzte mit einem Seufzer gegen Marie hinzu: „Der Alte wird sich zwar von der bösen Sieben nichts vorschreiben lassen wollen, allein was nützt's? Am Ende muß er doch nachgeben, um nur Frieden zu haben. Je eher Du gehst, Marie, desto besser ist's für Dich!“

Ja, gehen! Marie wußte, daß ihr nichts übrig blieb, als den Staub von ihren Füßen zu schütteln. Schon am Nachmittage desselben Tages sah sie dienstlos in der Stube der Wilder, ihren einzigen Schatz auf den Knien, aber er war nicht mehr ihr Trost. Wenn ihr die Kräfte hatten versagen, wenn sie verzweiflungsvoll unter ihrem harten Lose hatte zusammenbrechen wollen, dann hatte ein Blick auf das süße kleine Wesen ihren Mut wieder aufgerichtet. Sie mußte ja leben und ausstehen um ihres Kindes willen. Aber jetzt wußte sie nicht, wie sie weiter leben sollte. Wohin sollte sie sich wenden? Nach allem, was sie gelitten hatte, nun noch den Dienst verloren! Wer nahm sie jetzt noch in das Haus?

Der Herbstregen rauschte schon seit dem frühen Morgen in Strömen vom Himmel, und in der Stube herrschte eine trübe unheimliche Dämmerung. Trüb und unheimlich war es in der Seele Mariens. Sie strengte vergebens ihren armen Kopf an, um klar zu denken. Sie sagte es sich immer wieder vor, daß sie sich auf keinen anderen Dienst Rechnung machen dürfte. Ihr Leben war unrettbar dem Glück verfallen, den ihr Fehltritt über sie gebracht. Die Schande hegte sie wie ein Wild durch die Welt. Und dann überkam sie das Grauen vor noch etwas Schlimmerem. Die Worte des verdorbenen Gymnasiasten klangen ihr wieder im Ohr: die Schmeichelmienen, die Verführungen, die Drohungen, mit denen er sich ihrer zu bemächtigen gesucht. Sie schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht. Plötzlich sprang sie auf, warf ein Tuch über den Kopf und hüllte auch das Kind darein.

„Wo willst denn hin?“ fragte sie die Alte verwundert. „Es regnet ja noch immer fort und es wird Abend.“

„Ich will zu ihm!“ murmelte sie mit wirren Blicken und eilte aus der Hütte. Des strömenden Regens, der beginnenden Dunkelheit nicht achtend, eilte sie das Dorf hinunter.

„Zu ihm, zu Gottlieb!“ rief es in ihrer Seele. Sie hatte ja jetzt nichts mehr zu verlieren. Der Himmel hatte ihre Buße verworfen. Sie wollte mit Gottlieb und dem Kinde fortwandern aus Altenbach in die weite Welt, gleichviel wohin, mit ihm sterben, verderben. Aber dann durchzuckte es sie, daß man sie nicht beisammen lassen würde, daß man sie von ihm reißen würde, wohin sie auch wanderten. Es gab kein gemeinsames Leben für sie auf dieser Welt, und sollte sie Gottlieb in ihr Elend noch tiefer verschlechten? Ihre Schritte wurden zögernd, sie stand, sie kehrte um. Der Regen peitschte ihr in das Gesicht, das Kind begann zu schreien. Sie drückte es fester an ihren Busen.

„Sei still, sei still!“ murmelte sie. „Es hat keiner mit Dir Barmherzigkeit.“

Da war die Brücke, bei deren Bau sie Gottlieb kennen gelernt hatte. Es war die Brücke zu ihrem Elend geworden. Sie setzte sich erschöpft auf einen Haufen Chausseesteine am Wege, und dachte wie alles gekommen war, von dem ersten Wort, dem ersten Kuß, bis zu diesem Augenblick. Sie sah in ihrem eigenen Leben das ihres Kindes. Das Kind lag still an ihrem Herzen, sie aber flüsterte: „Sei still! sei still! Es gibt keine Barmherzigkeit mit der Gefallenen!“

Plötzlich schnellte sie empor und schaute sich um. Einen Augenblick dämmerte der Mond durch die Wolken und sie sah den Strom, der schäumend unter den Brückenpfeilern hervorschoß. Marie sah auf ihn mit weit geöffneten Blicken. Dann herrschte wieder undurchdringliche Finsternis um sie her. Wie ein Schrei klang es in das wilde Toben des angeschwollenen Bergstromes.

8.

Verloren.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wie hatte sich Gottlieb immer auf diesen Tag der Ruhe gefreut, als noch Marie bei ihm war. Am Nachmittag waren sie dann zur Stadt hinaus zwischen den Feldern oder den Bergen spazieren gegangen, er im langen blauen Sonntagsrod und dem sorgfältig gebürsteten Sonntagshut, ein stattlicher Geselle, und Marie mit dem Kinde auf dem Arm, eine liebevolle Erscheinung. Das war nun alles vorbei — vorbei, vorbei!

Seit Marie fort war, hatte Gottlieb die Bücher des alten Lampe nicht mehr geöffnet, aber um so mehr über die Worte gegrübelt, die derselbe auf seinem Latenbette zu Marie gesprochen. Marie hatte ihm alles berichtet. Wie sollte er an die Gerechtigkeit Gottes glauben, da ihm so schweres Unrecht widerfahren war? Denn er fühlte sich mit seinem Tun im Rechte wider das Gesetz. Aus welchen Gründen und Verhältnissen auch die Vorschriften entsprangen, unter denen er und Marie litten, er fühlte nur deren Widerspruch mit seiner Berechtigung, so glücklich zu sein wie seine Nebenmenschen. Das Bewußtsein dieser menschlichen Berechtigung war um so stärker in ihm, als ihn seine Stellung den Einflüssen der sogenannten gesellschaftlichen Moral entzog, welche, das natürliche Gefühl abschwächend, Forderungen in Resignation verwandelte. Mußte er von seinem Standpunkte aus das Gesetz verwerfen, das ihn um sein menschliches Recht sprach, so konnte er auch natürlich nicht gut von dem denken, der sich zur Ausführung eines solchen Gesetzes hergab. Er konnte denjenigen nicht achten, der einer solchen Sache seinen Arm lieh. Zudem war ja der Richter die für ihn zunächst erkennbare Ursache seines Leidens. Das Brüthen über dieses schärste seinen Groll gegen denjenigen, der die Schneide des Gesetzes gegen ihn gefehrt hatte.

Als er am Sonntag aufwachte, war das Gefühl des Alleinseins das erste, welches ihn wiederum ergriff. Dasselbe war um so lebhafter, als ihn heute keine Arbeit abrief. Ein ganzer langer Tag lag vor ihm, und dieser Tag war leer. In der Stube sah es unordentlich aus. Gottlieb merkte es wohl und er vermigte um so mehr die weibliche Hand, welche früher seine Stube so sauber und nett gehalten hatte. Er hatte kein Behagen mehr an seinen vier Wänden und sobald er sich angekleidet und sein Frühstück verzehrt hatte, welches er sich selbst bereiten mußte, ging er fort. Er wollte nach Rothenburg hinaus zu seinem Kinde. Der Gedanke an dieses war der einzige freundliche Schimmer, der zuweilen noch durch die finsternen Wolken seines Gemütes

(199) mit dem frischen Ausblick über die Veranda. Das große Figurenbild von Starbina, das „Prof. Bergmann“ bei der Operation zeigt, ist wohl genau in der Charakteristik, es mangelt aber in der malerischen Bewältigung; das ganze bleibt Illustration. Das große Bild „Altstudie“ von Franz Paczka (253) in Saal 6c ist um der schönen, malerischen Behandlung der roten und grünen Farben im Teppich und im Sofa zu beachten. In Saal 6d fällt das Bild „Im Sonnenschein“ (271) von Klotz auf, eine kraftvolle Naturstimmung. Prächtigt flimmert die „Fischbühne“ (273) von Kolbe mit dem eigenen Glanz der Farben, den die Küste, die Nähe der See an Sommerlagen zeigt. In „Sommerwind“ (277) gibt Klotz eine feine märkische Stimmung.

Von hier nach Saal 7. Die „Kleinkinderschule“ von Kallmorgen (280) erinnert entfernt an Liebermann, es ist ein bißchen pedantisch gemalt, zeigt aber im ganzen gute Beobachtung und Liebe. Samacher stellt in „Windiger Morgen“ (291) eine feiner charakteristischen, in grünen, grauen und blauen Farben silbrig, dekorativ gemalten Seestüde hin, die die bewegte Wucht des Wassers vorzüglich zeigen. Eine feine Landschaft gibt Thiem (309) in seinem „Regentag“. Da ist alles bis ins Einzelne belebt und doch behält der Künstler das Ganze im Auge. Malerisch ist das graue Ausfluchten des Sees zwischen den Bäumen, malerisch die grauen Massen der kleinen Häuser; die Wolken haben ein eigenes Leben; hinten verblauen die Berge. In dem Wilde steckt viel Arbeit und Selbstzucht. Fein wirkt das „Damenporträt in Schwarz“ (315) von Pfuhle; aus dem dunklen Hintergrunde hebt sich matt das Gesicht heraus.

Von hier nach Saal 20, dem Rundgang, der sich an Saal 11 anschließt. Saal 20—27 bringt die Fortsetzung der Berliner Kunst. Es scheint, als habe man in diese Seitenkabinette das Schlimmste des Schlimmen gehängt. Immerhin ist eine schnelle Wanderung lehrreich. Man sieht, auf welchem Niveau die Ausstellung früher stand. Böse Porträts, oberflächliche Landschaften, klischee-Stilleben nach dem Duzend-Schema. Man glaubt, in einem jener Kunstläden zu sein, wo Delbrude verkauft werden.

In Saal 20 ist 1111 bemerkenswert, eine Landschaft in Gelb und Grau. In Saal 22 hatte man sich an 1133 „Reisendes Korn“ von Paczka, das dekorativen Schwung hat. Das heiße gelbe Feld wagt, es ist mit breitem Pinsel hingestrichen; dagegen steht gut die frische grüne Wiese. In Saal 23 achte man auf 1174. Olynch hat aus dem Blumenmarkt in Brügge eine schöne, tonige Stimmung herausgeholt; nichts leuchtet hier hell heraus; alles ist in weiches Braun getaucht. Saal 24 zeigt eine kleine, kindliche Zeichnung von R. Sied (1177); sie sieht aus wie ein Blatt aus einem Kinderbuch: violette und aelbe Blumen auf grüner Wiese.

Kleines feuilleton.

Victor Hugo über das soziale Elend. Ein Brief von Victor Hugo wird in der letzten Nummer des „Century Magazine“ veröffentlicht. Er trägt das Datum „Hauteville House, Oktober 18, 1862“ und ist an den italienischen Grafen Victor A. Pepe gerichtet, als Beantwortung einer Anfrage über das Endziel, das der französische Dichter bei der Abfassung seines sozialen Romans „Les Misérables“ (Die Elenden) im Auge gehabt habe. Von italienischer Seite war behauptet worden, die in dem Werke geschilderten Zustände möchten auf Frankreich zutreffen, nicht aber auf Italien. Victor Hugo dagegen betont, daß sein Werk sich gleichmäßig an alle Nationen wende: „Die sozialen Probleme überschreiten die Grenzen, die Leiden der menschlichen Rasse — gewaltige Leiden, die den Globus bedecken — machen nicht Halt vor den roten oder blauen Linien, die im Atlas eingezeichnet stehen. Wo immer auch ein Mensch unwissend ist und verzweiflungsvoll, wo immer auch ein Weib sich für's Brot verkauft, wo immer auch ein Kind Not leidet aus Mangel an einem Buch, das es belehrt, oder an einem Herzen, das es wärmt, dort klopf das Buch von den Misérables an die Pforte und sagt: „Deffnet! Ich bin hier für Euch!“ Auf der — noch so verdunkelten — Bühne der Zivilisation, auf der wir leben, ist der Name des Armeseligen: Mensch; er leidet in jedem Klima, er seufzt in jeder Sprache.“ Freilich ist die Sonne Italiens herrlich, aber die Schönheit des italienischen Himmels befreit den Menschen nicht von seinen Leiden. „Wie wir, so habt auch Ihr Vorurteile, Aberglauben, Tyrannie, Fanatismus und blinde Gesehe, die törichte Bräuche züchten. Ihr laßt nichts gelten von der Gegenwart oder Zukunft, wenn dem nicht die Würge der Vergangenheit anhaftet; und unter Euch habt Ihr einen Barbaren, den Mönch, und einen Wilden, den Lazzarone. Die soziale Frage ist für Euch die gleiche wie für uns. Euer Volk stirbt etwas weniger an Hunger, und etwas mehr an Fieber; Eure Hygiene ist nicht viel besser als die unsere. . . .“ „Habt Ihr nicht, gleich uns, ein kolossales Kriegsbudget und einen verhältnismäßig lächerlichen Etat für das Bildungswesen? Habt nicht auch Ihr den passiven Gehorsam, aus dem so leicht ein brutales Soldatenum gemacht werden kann? Habt Ihr nicht einen Militarismus, der der Disziplin so weit unterworfen ist, daß er auf Garibaldi Feuer gibt — was dasselbe ist, als feuere man auf die lebende Ehre Italiens? Lassen Sie uns die soziale Organisation untersuchen; lassen Sie uns sie nehmen, wie sie ist und ihre offenkundige Ungerechtigkeit

aufdecken. Zeiget mir Eure Frauen und Euer Kind. Wir messen den Grad der Zivilisation nach dem Schutze, der diesen zwei schwachen Geschöpfen zuteil wird. Ist die Prostitution in Neapel weniger beslagenwert als in Paris? Habt Ihr nicht, gleich uns, zwei Verdammungen: die religiöse, die der Priester ausspricht, und die soziale, die der Richter dekretiert? O großes Volk Italiens, Du gleichst dem großen Volk Frankreichs! Ach, meine Brüder, Ihr seid gleich uns misérables“. . . . „Dieses Buch von den misérables ist ebenso ein Spiegel unserer Verhältnisse, als der Euren. Es gibt Leute und Stände, die dagegen protestieren, und ich verstehe wohl, warum. Spiegel sagen die Wahrheit und sind daher verhaßt, aber darum hören sie nicht auf, nützlich zu sein. Was mich anbetrifft, so habe ich für alle geschrieben; mit tiefer Liebe für mein Vaterland, aber ohne mich dabei mit Frankreich eingehender zu beschäftigen als mit jedem anderen Volk. Nach und nach, je mehr ich im Leben fortschreite, werde ich einfacher und mehr und mehr zum Patrioten der Menschheit. Das ist, nebenbei gesagt, der Zug der Zeit, das Entwicklungsgesetz der französischen Revolution, und um der fortwährenden Ausbreitung der Zivilisation zu entsprechen, müßten die Bücher aufhören, ausschließlich französische, italienische, deutsche, spanische, englische zu sein, um europäische zu werden und mehr noch, menschliche. . . .“ Und Hugo schließt: „Seitdem die Geschichte zuerst aufzeichnete und die Philosophie zuerst dachte, ist die Armut die Kleidung der menschlichen Rasse: möchte der Augenblick kommen, da endlich diese Lumpen abgestreift werden, wo an den Gliedern des Menschenvolkes die abscheulichen Lappen erseht werden durch den großen Purpurmantel der Morgenröte!“ —

Naturwissenschaftliches.

Neue Versuche über die Entstehung neuer Arten. Das Dogma von der Konstanz (dem beständigen Gleichbleiben) aller Pflanzen- und Tierarten, das mit den Ueberlieferungen der Bibel übereinstimmt, ist durch die Entwicklungslehre nicht nur erschüttert, sondern so vollständig beseitigt worden, daß es in der ernsthaften Naturwissenschaft überhaupt keinen Raum mehr hat. Die Grundanschauung der Abstammungslehre, daß alle heute lebenden Arten in der Pflanzen- und Tierwelt von sehr einfachen Formen ausgegangen und durch allmähliche Abänderung im Laufe von Millionen und Abermillionen von Jahren entstanden sind, ist seit Darwin zu einem festen Bestand unserer wissenschaftlichen Einsicht geworden. Wenn nun diese Abstammungslehre auch für immer mit dem Namen Darwins verflochten bleiben wird, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß die Einzelheiten der Erklärungen, welche Darwin bei der Erforschung der Ursachen der Abänderungen gab, in allen Punkten zutreffend gewesen sein müssen, ja, es wäre sogar höchst wunderbar, wenn dies der Fall sein sollte.

Als Hauptfaktoren, die bei der Abänderung von Arten mitwirken, glaubte Darwin die Anpassung an veränderte Lebensbedingungen und die Vererbung der eigentümlichen Eigenschaften der Eltern zu erkennen. Was sich den Bedingungen, unter denen es Leben soll, anzupassen nicht fähig ist, kann auch nicht bestehen bleiben, sondern muß zu Grunde gehen, während diejenigen Individuen, die sich anzupassen vermögen, weiter bestehen, sich fortpflanzen und ihre Eigenschaften an ihre Nachkommen vererben, wodurch der hohe Grad von anscheinender Zweckmäßigkeit in den Organen der Lebewesen zustande kommt. Wie die Züchter, welche bestimmte Eigenschaften an irgend einer Art heranzüchten wollen, Exemplare zur Zucht herausuchen, in denen diese Eigenschaften bereits angedeutet sind, und durch Fortpflanzung dieser Exemplare diese gewünschten Eigenschaften immer deutlicher ausgeprägt hervorbringen, so verfährt nach Darwin auch die Natur bei der Fortpflanzung der an veränderte Verhältnisse angepaßten und deshalb sie ertragenden Exemplare, wobei die Auslese allerdings viel langsamer und allmählicher vor sich geht, so daß starke Abänderungen der Eigenschaften, die zu einer neuen Art führen, erst in einem sehr langen Zeitraum zustande kommen können. Diesem Prinzip der natürlichen Auslese und Zuchtwahl, zu welchem Darwin gerade durch die von Züchtern erzielten Resultate hingeführt wurde, hat in der Wissenschaft bis vor wenigen Jahren ziemlich allgemeine Geltung gehabt, und auch die Züchter wandten und wenden es in bewußter Weise mit guten Erfolgen an.

Gegenüber dieser speziell mit dem Namen Darwins bezeichneten Selektionslehre (Lehre von der Auslese) ist seit einigen Jahren eine andere Theorie mehr in den Vordergrund getreten, wonach urplötzlich und sprunghaft Veränderungen an den Nachkommen einzelner Arten auftreten können, die so stark sind, daß eine vollkommen neue Art entstanden ist, die sich nummehr wieder als eine ziemlich konstante Art fortpflanzt.

Von dem holländischen Botaniker de Vries ist diese Lehre zuerst in umfassender Weise aufgestellt und begründet worden. De Vries meint, daß zu verschiedenen Zeiten Perioden solcher plötzlichen Mutationen (Veränderungen) aufgetreten sind, so daß zu der Entstehung der vielen Arten, die wir heute kennen, nicht so ungeheure Zeiträume nötig waren, wie nach der Lehre von der natürlichen Auslese und Zuchtwahl angenommen werden mußte.

Zu den Beobachtungen und Versuchen, welche diese Lehre stützen, ist vor kurzem ein interessanter Beitrag veröffentlicht worden. Der Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Swalöf in Südschweden, Herr Nilsson, bemühte sich um die Züchtung eines besonders guten Roggens. Auch hierbei betra-

fährt man in der Weise, daß man zur Weiterzucht, zur weiteren Ausfaat, solche Exemplare aussucht, die sich dem gewünschten Ideal am meisten nähern. Indem man das in den nächsten Jahren wiederholt, bekommt man schließlich nach vielen Jahren eine reine Art, die jedoch niemals so vollständig als eine reine Art gelten konnte, das alle Nachkommen stets auf der gleichen Höhe der Vollkommenheit blieben. Vom Standpunkt der Selektionslehre aus ist eben die Züchtung noch nicht lange genug fortgesetzt. Wilson verfuhr zunächst in ganz derselben Weise. Aber schon im zweiten Jahre fand er, daß auf ganz vereinzelt Feldchen der Bestand ein völlig gleichförmiger war, sodaß es unmöglich war, auf diesen Feldchen unter den einzelnen Exemplaren noch eine Auslese zur weiteren Züchtung zu treffen. Die aus diesem Samen gewonnenen Getreiderassen erwiesen sich auch späterhin als durchaus konstant. Infolge einer sehr genauen Buchführung stellte sich nun heraus, daß auf diesen Parzellen immer nur Körner einer Art ausgefät waren. Im folgenden Jahre wurde dieser Versuch in großem Maßstabe angestellt und das Ergebnis genau kontrolliert, es übertraf fast noch die Erwartungen, denn es ergab sich in der Tat, daß reine und konstante Getreiderassen durch einmalige Auswahl entstanden waren. Die Bedingung hierfür ist, daß jedesmal nur eine einzige Mutterpflanze als Ausgangspunkt genommen wird.

Für die Landwirtschaft sind diese Versuche von eminenter praktischer Bedeutung, da der Landwirt nach diesen Ergebnissen in 3 bis 4 Jahren danach ein besseres Ergebnis erzielen kann, als bisher durch mühsame Arbeit in 20 bis 30 Jahren.

Auch wissenschaftlich bilden diese Versuche eine starke Stütze der Mutationstheorie gegenüber der Selektionslehre. Allerdings wird man nicht so weit gehen können, wie manche Verfasser der Mutationstheorie, welche behaupten, daß das Selektionsprinzip überhaupt als unwirksam in der Natur erwiesen sei. Es wird vielmehr der Zukunft vorbehalten bleiben, zu entscheiden, in welchem Umfange das Prinzip der natürlichen Auslese und Zuchtwahl neben anderen Momenten oder in welchem Umfange andere Momente neben ihm bei der Bildung neuer Arten wirksam sind.

Bt.

Aus dem Pflanzenleben.

In welchem Alter blühen unsere Waldbäume? Die Frage ist interessant. Die Eiche wird 60 bis 80 Jahre alt, ehe sie zu blühen beginnt oder samenfähig wird. Die Tanne blüht oft erst im 60. Lebensjahre, die Föhre und Fichte zwischen dem 30. und 40., die Bitterpappel schon im 20. Äußere Vegetationsbedingungen spielen dabei eine große Rolle. Buchen nahe der Meeresküste blühen selten und spärlich, im Binnenlande sind sie mit Blüten geradezu übersät. Trodenener, sonniger Standort fördert die Blüte, feuchter Boden, Luftfeuchtigkeit und Wärme begünstigen die Laubbildung. Auf trockenem, sonnigem Boden blüht die Föhre oft schon vor dem 10., die Bitterpappel vor dem 20. Jahre. Freistehende, lichtumgebene Buchen werden schon nach 40 Jahren samenfähig, im Waldesdunkel erst nach 60. Eichen und Götterbäume blühen, wie Nördlinger in seiner „Forstbotanik“ berichtet, ausnahmsweise im 1., 2. oder 3. Lebensjahre, wenn sie in Samenbeeten gezogen sind, alsdann gehen sie aber bald zugrunde. Auch die Häufigkeit des Blühens ist verschieden. Während die Stauden wohl alljährlich zur Blüte gelangen, blühen Tannen in Zeitabständen von 2 bis 8, Buchen und Eichen in Intervallen von 4 bis 6 Jahren. Kirsche, Ahorn, Kastanie, Silberpappel, Taxis und Juniperus blühen alljährlich. Im allgemeinen ist das Blühen nur die Folge der Tätigkeit der grünen Vegetationsorgane, „weil nur diese jene plastischen Stoffe erzeugen können, die zur Blütenbildung erforderlich sind.“ (Wiesner.) Also sind bei den Gewächsen, die vor der Belaubung blühen, die notwendigen Stoffe noch vom Jahre vorher im Innern der Organe aufgespeichert. Nicht selten blühen Korkkastanie und manche Obstbäume zweimal im Jahre, wenn sie sonnig und trocken stehen. An der Rebe beobachtet man dasselbe. Auf dem Lande knüpft man daran allerlei unmögliche Schlüsse auf die Länge des kommenden Winters! Die Waldbäume während der Blüte zu beobachten, ist sehr anregend. Die wenigsten Menschen haben z. B. ein Nadelgewächs blühen sehen, sie reden nur von „Schneefelregen“, wenn der Wind den gelben Blütenstaub wolkenweise in den niederprasselnden Regen wirbelt. —

Humoristisches.

— Derweil die Nachbarn laut verkünden
Wie sie sich lieben Tag um Tag,
Kann Ruhe nicht noch Friede finden
Der Friede selbst im Rosenhaag.

— Im Kolonialdienste. Als äußerst brauchbar erscheinen hier
Dembürgerliche,
Im übrigen aber halten wir
Fern Bürgerliche.

— Braunschweiger Rörgler. „Zwei Mark fuffzig kostet uns pro Kopf der Hof, und dafür kriegen wir man bloß 'n Regenten? Anderswo haben sie schon for vierzig Pfennig 'n König!“

— Guter Rat. „Es ist doch ein Jammer! Was soll man denn tun, daß unsere deutschen Klassiker an unseren Gymnasien mehr gelesen werden?“

— „Om, Herr Kollege: Uebersetzen Sie sie doch ins Lateinische oder Griechische.“ („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Der Wettlauf der Zensur. In dem üblichen Streben, in Sachen der Zensur hinter niemand zurückzubleiben, herrscht ein rührender Wettstreit in den deutschen Vaterländern. Auf irgend einem Gebiet muß doch auch der vielfach gehemmte Kulturbau der staatlichen Anstalten ans Licht. In Berlin, in Breslau, in Hamburg, in München, überall wird fieberndes Atems gearbeitet. Es muß eine Lust sein, mit solcher Intensität das Wohl der unmlndigen Untertanen zu befördern. München hat augenblicklich den höchsten Rekord erreicht. Die Wohlblöbliche hat dort Wedekinds Drama „Frühlingserwachen“ verboten, das in Berlin den ganzen Winter über unbeanstaltet aufgeführt wurde und einer der stärksten künstlerischen Erfolge in dem sonst so ergebnislosen Theaterwinter war. Da keine deutsche Zensurbehörde der anderen den Ruhm gönnt, sich am meisten blamiert zu haben, wird wohl der Münchener Rekord bald geschlagen sein. Ans Berl, ihr Herren!

— Die Hohenzollern als Kulturträger. Friedrich der Zweite gilt als der geistig bedeutendste der Hohenzollernfürsten. Und er gilt nicht minder als echt deutsches Vorbild, obwohl er in seinem ganzen Leben nicht seine Muttersprache beherrschen lernte. Wie wenig an dieser ganzen vorussischen Mythologie dran ist, beweist u. a. Friedrichs Verhalten gegen die deutsche Literatur, die zu seiner Zeit ihre große bürgerliche Epoche begann. Der König kümmerte sich einen Deut darum. Und wie er zu der älteren deutschen Literatur stand, daran erinnert ein Brief von ihm, der in dem eben erschienenen Buche „Der Sagenkreis der Nibelungen“ von Professor Holz (Verlag Quelle u. Meier, Leipzig) mitgeteilt wird. Ein Schüler Vodmers, Myller, hatte das Nibelungenlied, die Perle der älteren deutschen Literatur, zum ersten Male herausgegeben und dem Könige zugesandt. Darauf erhielt er folgende Antwort:

Hochgelahrter, lieber getreuer.

Ihr urtheilt, viel zu vortheilhaft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulden; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht, Euer sonst gnädiger König

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Frh.

— „Julius Cäsar“ im Kolosseum. Für den 15. Juni wird eine eigenartige Aufführung in Rom vorbereitet. Im Amphitheater des Kolosseum sollen zwei Bilder aus Shakespeares „Julius Cäsar“, die Ermordung und das Leichenbegängnis, dargestellt werden. Die Hauptrollen haben die Schauspieler vom Argentina-Theater übernommen, während als Statisten 300 Studenten mitwirken.

— Die Photographie in natürlichen Farben soll wieder einmal zu einem befriedigenden Abschluß geführt sein. Das wurde zwar schon oft behauptet, aber in der Praxis erwiesen sich die Lösungen des Problems meist als wenig brauchbar. Nunmehr soll es den französischen Forschern Louis und Auguste Lumiere in Lyon gelungen sein, von photographischen Aufnahmen in natürlichen Farben auch negative Platten herzustellen und von ihnen Papierabzüge in den natürlichen Farben zu machen. Platten und Papier sollen in einiger Zeit in den Handel kommen.

— Der Eisenbahnbau unter der Behringstraße, den eine amerikanische Gesellschaft zur Verbindung Americas und Asiens plant, hat nicht die zarische Genehmigung gefunden. Die Untertunnelung der Behringstraße wird also aus militärischen Gründen genau so unterbleiben wie die des Vermelanals. Wir leben ja auch nicht umsonst im Zeitalter des Verkehrs.

— Telephon in Japan. Wer in Tokio Telephonanschluß hat, ist ein Glückspilz, ein Anglückswurm, der ihn braucht. Der Abonnent kann sein Telephon um schmeres Geld verlaufen, wenn er stirbt, geht es als wertvoller Bestandteil der Hinterlassenschaft auf seine Erben über und gilt unter Brüdern ein kleines Vermögen, 2000 Mark und darüber. Wer sich aber heute als Teilnehmer anmeldet, der hat 8000 Vorleute und es bedarf eines zarten Lebensalters und robuster Gesundheit, den Anschluß zu erleben, von Kriegszeit und Pestilenz abgesehen. Das ist für die Tokioten, wie die „Zeitschr. f. Schwachstromtechnik“ bemerkt, um so schmerzlicher, als das Abonnement billig ist — 160 Mark per Jahr bei unbeschränkter Benutzung — und der Betrieb nichts zu wünschen übrig läßt. Die Verwaltung kommt eben aus Mangel an Material und Personal nicht nach. Das ist verwunderlich genug, da der Telephonbetrieb in Japan für die Verwaltung eine sehr einträgliche Sache ist, was vor allem auf den niedrigen Arbeitslöhnen — der beste Leitungsmonteur erhält nicht mehr als 2 Mark pro Tag bei zehn- und mehrstündiger Arbeitszeit — beruht. —

— Zeitschriftenschau: „Kunst und Künstler“, Jahrgang V, Heft IX (Bruno Cassirer, Berlin, vierteljährlich 6 M.) Aus dem Inhalt: Karl Scheffer, Berliner Sezession. Fr. Perzynski, „von japanischen Tänzern“. Robert Graf, Briefe von Hans von Marées.